

Kapitel 1

Die Erde spiegelte sich in der Wasseroberfläche. Die Welt schien sich um mich herum zu konzentrieren. Meinen Körper durchzog ein quälender Schmerz, der mich ohnmächtig stehen ließ. Der Schmerz stieß in die Mitte meines Magens, und entfaltete sich im nächsten Augenblick wieder neu. Ich spürte das feuchte Gras in meinem Gesicht. Verzerrt lag ich am Ufer dieses Teiches. Mein Geist kontrollierte meinen Körper nicht, und meine Seele verspürte keine Lust aufzuleben. Ich fror, die Wärme kroch aus meinem Körper. Ich werde dir nicht mehr in die Augen schauen. Die Sonne ging unter. Die Kontinente entfernten sich voneinander, einzig der Himmel blieb eins.

Ich zitterte und atmete heftig. Meine Augen schlossen sich, aber meinem Unterbewusstsein entsprang kein Traum. Ich schaute zum Himmel hinauf, unzählige Wolken versperrten den Blick auf den Mond. In Angst wand ich mich und die Tränen flossen ins gelbe Septembergras. Mühsam erhob ich mich, meine Beine waren schwach. Ich stolperte benommen in Richtung des Wagens.

Es war neblig; es war düster.

Zu Hause angekommen ertrug ich, dass mein Körper von Wärme durchdrungen wurde. Ich schloss die Kellertür auf und suchte mir eine Flasche Wein. Kein Licht erhellte mein Haus. Ohne Erwartung ließ ich den roten Wein über meine Zunge laufen. Er brannte in meinem Mund und dann in meinem Magen. Ich hatte nicht mehr das Gefühl, etwas in mir würde verenden. Das Blut, das meinen Hals hinunter rann, erfüllte die Leere. Meine Sinne ertranken.

Erschöpft wachte ich auf. Es war heller. Ich wankte von Zimmer zu Zimmer, aber das Haus war leer. Den Rest des Weines benutzte ich, um einige beruhigende Tabletten einzunehmen. Ich betrachtete mich

im Spiegel meines Badezimmers, mein Gesicht sah schlecht aus, hysterisch schlug ich mit meiner Faust in den Spiegel. Das Glas zerbarste, und ich rannte in ein anderes Zimmer. Ich fühlte das warme Blut an meiner Hand. Ich bekam keine Luft und lief nach draußen. Der kleine Garten schien unendlich weit, und obwohl es regnete, sah ich Tausende von verschiedenen Farben und ich hörte verschiedene Töne die klare Luft erfüllen. Ich floh wieder ins Haus, dort brach ich auf der Diele zusammen.

Es ist so leicht zu verstehen, dass man sich nie mit dem Schlechtesten auseinandersetzt. Ich wollte leben und lieben, und sie gehörte in meine Welt.

Ich hatte einen Auftrag, ein Bühnenbild zu erstellen in Frankfurt und das traf ich sie. Es war ein riesiges Durcheinander, die Schauspieler probten während meine Assistenten und ich mit unsern Farbeimern umherliefen. Sie ist mir nicht gerade direkt aufgefallen, zu konzentriert war ich in meiner Arbeit gefangen, aber dann brachte sie mir einen Kaffee und gab ihn mir ohne Worte. Am Abend habe ich sie dann in ihrem Haus besucht. Sie war glücklich darüber, dann erzählte sie mir ihre Geschichte. Ich liebte ihre naive Beschwertheit, und oft wenn wir abends bei Wein zusammen saßen, schürten wir gegenseitig unsere depressiven Gedanken. Sie verstand es meine Gefühle zu verwirren. Ich lebte zu schnell, um nachzudenken, daher gefiel es mir. Im Herbst letzten Jahres fuhr ich zu Bekannten nach Schottland. In den unendlichen Weiten war mir unwohl. Mehrere Tage war ich dem Selbstmord nahe, aber ich war zu ängstlich. Als ich wieder daheim ankam, stand sie da und sah mich an, da erkannte ich, dass sich etwas verändert hatte. Von da an unternahmen wir nicht mehr viel gemeinsam. Jeder lebte für sich. Sie war beim Arzt gewesen und der hatte Krebs diagnostiziert. Darmkrebs im fortgeschrittenen Stadium, und ich hatte nicht geweint. Ich wusste nicht, wie ich mit ihrem Leiden

umgehen sollte, mit Mitleid oder Ignoranz, oder irgendetwas dazwischen. Es war für mich zu schwierig mit ihrem Schmerz zu leben. Ich fühlte mich gleich einem leeren Schrein. Ich sah ihre vergrabenen Knochen Bäume nähren, um die im Lichterkranz Engel schwebten. Aber ich konnte nicht verstehen.

Die Zeit verging, aber ich trage noch immer ihre abgestorbene Seele in mir. Und an manchen Tagen schwinde ich mich auf Wolken, meinen Blick auf einen Berg gerichtet, in die Höhe. Ich versuche zu fassen, was nicht möglich ist, und dann bleibe ich ohnmächtig stehen und beneide die Vögel.

Der dritte Mai war ein Tag, an dem traute sich der Frühling nicht, sich zu zeigen. Ein beißender Ostwind überzog das Land, die Menschen zogen sich in ihre Häuser zurück, und die Tiere krochen tiefer in die Wälder, wo sie kauern warteten.

Das Heizholz war über den langen Winter knapp geworden und einige Männer aus dem Dorf Eisten schlichen nach ihrem Tagwerk in den nahen Wald, um Scheite für ihre Öfen zu schlagen, währenddessen kochten die Frauen und versorgten die Scharen von Kindern, denn in dem alten Dorf bekamen die Frauen derer viele. In keinem der Häuser waren weniger denn neun Münder zu stopfen, und einer Sage nach, war es Vorhersehung.

Eines Tages war ein kleiner, rundlicher Mann, in einem gestreiften Anzug mit einem Köfferchen und runzeliger Stirn gekommen und hatte nach einem Nachtquartier gefragt. Schließlich ließ der Pfarrer ihn im Gemeindehaus übernachten, aber der Pfarrer war ein pflichtbewusster

Mensch und traute dem Fremden nicht. So ließ er ihn am Abend glauben, er sei schon schlafend in seinem Zimmer, und beobachtete stattdessen nachts seinen Gast.

Zunächst las der in einem Buch bis nach Mitternacht, dann zog er sich seinen Mantel an und verließ das Haus, lief zunächst durch das ruhig liegende Dorf und ging dann über die Wiesen am Bach entlang zum kleinen Birkenwäldchen. Dort traf sich an Sonntagen das halbe Dorf beim Spaziergang. Der kleine Mann setzte sich auf eine Bank und rührte sich zunächst nicht mehr. Der Pfarrer, versteckt zwischen ein paar wenigen Sträuchern, sah wie der Mann dann einen länglichen Gegenstand aus der Tasche zog, damit fuchtelte er in der Luft herum und murmelte Verse, bis das sein Gebet beendet schien, und er sich langsam aber bestimmt auf den Weg zurück zum Gemeindehaus machte. Verdutzt hatte der Pfarrer hinter ihm hergeschaut, war dann nach Hause gelaufen, hatte den schlafenden Gast gesehen und sich dann auch zu Ruhe gelegt. Am Morgen, als der Pfarrer die Frühmesse verlesen wollte, war der Gast verschwunden und wurde nicht mehr gesehen.

Dem Pfarrer waren die gesprochenen Verse nicht geheuer. Er lief im Dorf von Tür zu Tür und befragte die Leute, ob des Mannes, aber niemand konnte ihm etwas sagen und keiner hatte den Fremden verschwinden sehen. Von dem Tag an führte der Pfarrer Buch darüber, was besonderes sich in Eisten begab, und schon nach wenigen Jahren erkannte man, was der sonderbare Mann mit seinem Spruch ausgelöst hatte, oder sollte man lieber sagen beschworen hatte, denn die Geburten nahmen ein knappes Jahr später sprunghaft zu. Und da das Dorf selten durch ihre Außenwelt gestört wurde, machten die Leute den kleinen Fremden für den großen Nachwuchs verantwortlich und dankten ihm im Geiste und bereuten, ihn nicht aufgenommen zu haben. Und auch der Pfarrer vergab ihm seine Undurchdringbarkeit,

denn vorher war der Kinderwunsch vieler, durch unbestimmte Hand, vermutlich Gott, versagt worden. Der Fremde ging in die Dorfchronik ein und wurde sehr geachtet, doch wieder kam er nicht.

Viele aus dem Dorf waren zunächst glücklich über die vielen Kinder, dann brach Jahre später ein Krieg aus, dafür sind Kinder nicht gemacht und die Familien mussten hungern, hatten wenig Kleidung und auch in diesen Kriegsjahren nahm das Gebären kein Ende und einige begannen den Mann, der einst kam, zu hassen.

Als viele Jahre später erneut ein Krieg ausbrach, war Luna S., das jüngste Kind einer dieser kinderreichen Familien, acht Jahre alt. Es war dieser eisige Maitag an dem sie zum ersten Mal die abgequälten Augen ihrer Mutter und die vom Hunger gezeichneten Fratzen ihrer Geschwister erblickt hatte.

Es war keine günstige Zeit, denn es war wenig Liebe übrig, die auf viele verteilt werden musste. Luna war für ihre Geschwister, in deren eigenem Überlebenskampf ein undankbares, zerbrechendes Glied in der Kette. So wuchs Luna in großer Armut auf und vermochte dem, was von ihr gefordert wurde, nicht gerecht zu werden. Ihre Geschwister hatten bald das Haus verlassen, und die alten Eltern, müde durch Krieg und den Sorgen, das alle Mäuler zu essen hatten, schliefen den ewigen Schlaf, als Luna gerade vierzehn wurde, es war ein sonniger Maientag, als die Mutter das letzte Mal die Augen schloss, und Luna musste von nun an lernen zu denken und ohne böse Worte in den Tag zu leben.

So begab sich Luna S. am Tag des Begräbnisses ihrer Mutter auf Wanderschaft, denn im Dorf konnte sie nicht bleiben, niemand bot ihr Arbeit, niemand Unterkunft, an.

Der Krieg war vorbei. Luna fand häufig ein Nachtlager und Verpflegung für einen Tagesmarsch.

Eine gute Woche war Luna S. auf Wanderschaft, sie war ohne Ziel von Dorf zu Dorf gezogen und hatte für ihr Essen gebettelt, Arbeit hatte niemand für sie.

Luna war eine ganze Zeit gelaufen und hielt Ausschau nach einer Unterkunft, da kam sie in ein Dorf und klopfte an die erst beste Tür, doch die Bauersfrau schrie, sie solle bloß verschwinden, denn Gauner hätten sie genug gehabt und Luna S. ging durch das ganze Dorf, aber niemand nahm sie auf, und nicht wissend, wo sie die Nacht verbringen würde verließ sie das Dorf. Luna S. wanderte bis die Dämmerung einsetzte und beschloss die Nacht im Wald zu verbringen. Es war Anfang Juni und die Nächte wurden milder.

Unter einer lang gewachsenen Esche breitete sie die wenigen Dinge, die sie mitgenommen hatte, aus und legte sich zum Schlafen nieder. Als es finstere Nacht wurde, zogen Nebel von den Flußwiesen herauf und im Wald legte sich eine Kühle nieder, durch die Luna S. aufgeweckt wurde. Ihr wurde nicht wärmer und da sie stark fror, packte sie ihre Sachen und verließ den Platz unter der Esche. Luna S. kannte die Gegend nicht, und da die Sichel am Himmel stand, war es schwer einen Weg zu finden.